

(Nachdruck verboten.)

14)

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Hall stand still in dem hohen, saftigen Gras. Er stand dort einen Augenblick mitten auf dem Felde und sog die Frühlingsüppigkeit ein. Eine Fledermaus strich lautlos in den Gesichtskreis über seinem Kopf hinein und wieder heraus. Hall spürte den Duft einer bestimmten Pflanze, mit der er als Kind vertraut gewesen war. Das war ja noch gar nicht so lange her. Ihm wurde so einsam zumute. Ja, dann Leberwohl, dachte er und faßte den Himmel, das dunkle Feld und den Duft des Grases gleichsam in einem langen Atemzug zusammen. Dann eilte er weiter, um die Straßenbahn zu erreichen, die ihn nach Hause fahren sollte. Eine Straße vorher bog er in einen Steig ein, der ihn zu dem Wege führte, und hier kam er an einem Hause vorbei, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß es unbewohnt war. Die Fensterscheiben waren eingeschlagen, die Wände, die aus Holz waren, hatten die Farbe verloren, und es herrschte jene ganz verlassene, gähnende Finsternis in den Fensterhöhlen, die in einem Hause zurückbleibt, wenn niemand mehr dort wohnt. Der Garten lag in einer schwarzgrünen Wildnis von Kesselfraut da, ein großer Baum lehnte umgestürzt gegen den einen Giebel des Hauses. Hall konnte nicht umhin, er mußte hingehen und eine Weile neben dem leeren Hause stehen. Er sah, daß die Haustür schief in den Hängen hing und nicht schloß, er schob sie zurück und ging in die große Stube, die gleich dahinter lag. Sie war ganz leer. Während Hall da stand und sich umsah, hörte er ein Springen und Rascheln draußen im Gebüsch, aber er wußte im selben Augenblick, daß es eine Katze war, die aus dem Fenster gesprungen war. Es war beinahe dunkel im Zimmer, Hall stieß mit den Füßen gegen leere Konfervendosen, die an der Erde lagen; es hatten wohl Vagabunden dadrinne gehaust. Die Tür zu dem Nebenzimmer stand ebenfalls offen, und hier lag eine alte Packkiste. Hall sank darauf nieder und blieb lange sitzen.

Es paßte ihm, hier allein in dem verlassenen Haus zu sitzen. Aus dem verrotteten Fußboden stieg ein erdiger Schwammgeruch auf, es war so still hier, und die Dunkelheit hatte etwas Beruhigendes. Die Zeit war hier stehen geblieben; alles hatte aufgehört und das gab Ruhe. In der schwarzen Stille, in dem Geruch nach Rost lag ein Blühen; es knarrte hier und da ein wenig in dem Holzwerk des Hauses, das sich sehr, sehr langsam aber sicher der Erde zu senkte. Und draußen im Garten war die Dunkelheit voll von Schwermut und böshafstem Gemurmel.

Hall nahm die Brille ab und legte die Hand auf seine Augen. Er sah in sein eigenes inneres Dunkel hinab. Es war tief und öde nach allen Seiten hin.

Als Hall nach minutenlanger schmerzlicher Ruhe wieder aufschah, entschlossen, dennoch zu leben, hob sich in einer der leeren Fensterhöhlen ein Kopf von dem helleren Himmel ab. Er sah ihn gerade noch, als er zur Seite glitt und verschwand. Hall blieb eine lange Zeit sitzen, ohne sich zu rühren und wartete darauf, daß der Kopf wiederkommen sollte. Es war ihm, als höre er ein Rascheln im Buschwerk. Als aber alles still blieb und sich nichts zeigte, ging er aus dem Hause. Der Kopf, den er gesehen hatte, gehörte einem Manne mit rundem Derbyhut, Hall sah sich im Garten und auf dem Wege um, als er aber niemand entdeckte, ging er an die Schienen der Straßenbahn und stellte sich an einem Halteplatz auf, bis ein Wagen kam.

Es war fast Mitternacht, als Hall nach der achtund-dreißigsten Straße zurückkam. Da er aber Hunger verspürte, ging er in ein Restaurant und saß dort, bis die Uhr eins war. Als er aus dem Lokal heraustrat, sah er einen Mann hinter einen Kiebelbaum gleiten, der auf dem Bürgersteig aufgestellt war, einen Mann mit rundem Filzhut. Hall stutzte und trat schnell an den Baum heran. Er verdeckte gerade die Straßenecke, und als er dahin kam, sah er niemand. Der Mann mußte in einer der Hausluren hineingeglitten sein. Hall ging nach Hause, ohne sich umzusehen.

Als er aber seine Haustür geöffnet hatte und auf den teppichbedeckten Treppen bis in das zweite Stockwerk gekommen

war, wo seine Wohnung lag, sah er auf der untersten Stufe der Treppe zu dem nächsten Stockwerk eine Gestalt sitzen, eine Frau mit einem großen, schwarzen Tuch um den Kopf. Er strich ein neues Streichholz an und sah gerade in Leontines große, betäubte Augen. Und ohne ein Wort zu sagen, ließ er das Streichholz fallen und glitt neben ihr in der Dunkelheit nieder. Ihm war so glühend froh zu Sinn. Er erholte sich von diesem Schwarzen und Stillen, das seine Freude gewesen war, während er allein in dem verlassenen Hause saß. Auch Leontine sagte nichts, sie war ganz zerschlagen vom Warten. Drei Stunden lang hatte sie auf der Treppe vor seiner Tür gesessen, von dem Augenblick an, als die Haustür da unten geschlossen werden sollte.

8.

Sie kamen am nächsten Vormittag im Automobil nach dem Laboratorium, und während Leontine unten sitzen blieb, ging Hall hinauf, um seine Post zu holen. Er hatte nicht die Absicht, heute zu arbeiten, er und Leontine wollten aufs Land hinausfahren. Aber die Post mußte er doch wenigstens sehen. Hall kam gleich darauf mit einem Paket Zeitungen und Briefen wieder herunter, die er in den Wagen legte, um sie später durchzusehen, und dann fuhren sie.

„Wohin wollen wir, Edmund?“

„Das weiß ich nicht, mein Kind; das wissen wir nie. Weißt Du noch, in Schottland, wo wir den Weg gingen, den die Diebstahlflocken flogen? Siehst Du den hübschen roten Mohnhut dort im Gedränge? Dem folgen wir.“

„Ja, wenn Du nur Deinen Willen bekommst,“ sagte Madame d'Ora und legte die Hände im Schoß zusammen, vollkommen glücklich. Sie war schöner denn je. Jeder Mensch sah sie an, während sie langsam den Broadway hinauffuhren. Aber sie war auch ein Anblick, groß und üppig geformt mit den kühnen Zügen und den gnädigen Augen. Ihr Kleid war ein Wunder von einem schaumfarbenen Nichts, das sie von Kopf zu Fuß umhüllte, sie hatte vorläufig ihren Automobilkittel von den Schultern herabgleiten lassen. Auf dem Kopf trug sie eine Mütze. Sie erregte Aufsehen, und sie wußte es. Siegesbewußtsein ließ sie im Sonnenschein und in dem Menschengewimmel der Straße erschauern.

Die Dame mit dem roten Hut ging die Treppe zu der Brooklyner Brücke hinauf, also blieb ihnen nichts übrig, als den Weg zu fahren. Sie legten den lustigen Weg zurück und kreuzten dann durch Brooklyn nach dem Prospect-Parke hinaus. Hier mußte Hall ein wenig still halten, während Leontine hinauslief, um ein kleines Kind an sich zu drücken, das mitten auf einem grünen Rasen eingepflanzt saß. Nachdem sie das Kleinkind bestürmt und „verschlungen“ hatte, kehrte sie langsam zurück, noch erregt und feurig wie eine Ligerin, und sie fuhren weiter, lange scharfe Strecken mit voller Kraft, die Promenaden auf und nieder. Dann sagt die Maschine plötzlich Klack, ein Rischen ertönt, und Hall setzt sofort die Bremse in Tätigkeit und hält an, es ist etwas zerbrochen. Er muß hinunter und den Schaden suchen, und Madame d'Ora wird Zeuge, wie er sich auf dem Rücken unter das Automobil schiebt und dort liegt, so daß nur die Beine hervorsehen, eifrig mit dem Ausbessern beschäftigt. Das nimmt zehn Minuten in Anspruch, während welcher Zeit sie fortwährend schwatzen und lachen. Dann ist der Wagen in Ordnung, und sie können wieder fahren. Hall hat eine Idee.

„Jetzt weiß ich, wo wir unser Frühstück verzehren wollen,“ sagt er und wird einen Augenblick ernsthaft, um gleich darauf vor Energie zu strahlen. Er schlägt dem Sabel herunter und steuert auf den Triumphbogen vor dem Park zu, wo er umkehrt, so daß das schwere Automobil mit der einen Seite über dem Erdboden schwebt, und nun sausen sie eine meilenlange Straße dahin, dem Lande zu, fahren lange schweigend weiter.

Nach einer viertelstündigen scharfen Fahrt sah sich Hall um und mäsigte das Tempo, und als sie auf das offene grüne Land hinausgekommen waren, bog er plötzlich links in einen Seitentweg ein und hielt vor dem öden Hause, wo er am vorbeigehenden Abend gewesen war.

„Wo fährst Du mich nur hin?“ fragte Madame d'Ora stummend und sah in das verfallene Haus hinein, das mit seinen leeren Fensterhöhlen im Sonnenschein dalag, halb von Unkraut versteckt.

„Hier wollen wir essen,“ sagte Gall und nickte geheimnisvoll.

„Nein, Edmund,“ bat Madame d'Ora lachend. „Was für Einfälle Du hast! Du hast das alte Gaus natürlich eben erst entdeckt, und dann kam Dir diese wilde Idee; ich kenne Dich ja. Aber hier wollen wir nicht essen. Wer sagt, daß wir da hineingehen dürfen?“

„Ja, hier wollen wir schwelgen,“ sagte Gall mit einer unerjchütterlichen Zufriedenheit im Ausdruck. „Komm Du nur, dies ist mein Landhaus, Leontine.“

Er nahm den Korb mit Speisen und Wein aus dem Wagen und trug ihn in den Garten, kehrte dann zurück und hielt die schnurrende Maschinerie an, so daß das Automobil ganz zur Ruhe gebracht war.

„Ist das wirklich Dein Ernst?“ fragte Madame d'Ora und stieg zögernd aus dem Wagen. „Das ist wirklich nicht wichtig, Edmund. Ich finde, es war damals mehr Sinn darin, als wir in den Katafomben aßen und auf den Särgen saßen — weißt Du das noch? Dies ist nur ein altes, schiefes Landhaus.“

Als sie indessen sah, daß Gall auf seinen Einfall verfehlen war, fügte sie sich ihm und ging mit in das leere Gaus hinein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kingston und die Insel Jamaika.

Von Dr. Hermann Westenberg.

Den feuergehaltigen Riesen der glühenden Erdtiefe, die an den westlichen Küsten der amerikanischen Kontinente und an den Rändern des karibischen Meeres schon so manche elementare Katastrophe herbeigeführt haben, ist soeben wieder eine blühende Stadt teilweise zum Opfer gefallen. Weniger denn Jahresfrist ist auf die Zerstörung von San Franzisko und Valparaiso nunmehr als drittes Opfer der plutonischen Gewalten auch Kingston, die Hauptstadt der Antilleninsel Jamaika, von einem Erdbeben ereilt worden und man fragt sich fast mit Bangen, wann und wo die nächste der Katastrophen folgen wird, die in jenen Gegenden in historischen Zeiten zwar nie selten gewesen sind, seit einer Reihe von Jahren dort aber mit unheimlicher Schnelligkeit aufeinander fallen.

Obwohl der deutsche Handel mit Jamaika nicht ganz unbedeutend ist, wie schon daraus hervorgeht, daß das Deutsche Reich in Kingston ein Konsulat unterhält, waren deutsche Touristen dort bis vor kurzem eine große Seltenheit. Frachtdampfer, die nach der Landenge von Panama (Aspinwall) führen, liefen den Hafen zwar immer gern an, weil sie dort bequem und ökonomisch Kohlen bunkern konnten. Die Straße des Weltreisenden blieb aber vorzugsweise auf die Linie Kuba, Haiti, Porto Rico beschränkt und so spukt das Bild der landschaftlich schönen Insel, die Kolumbus auf seiner zweiten Amerikasfahrt am 5. Mai 1494 entdeckte, nur als Zubereitungsstätte des echten Jamaikarums, von dem unter Tausenden bei uns kaum einer je einen Tropfen von zuverlässiger legitimer Abstammung zu kosten bekommt.

Am bedeutendsten ist der Eindruck, wenn man sich dem „Wald- und Wasserland“, wie die wörtliche Uebersetzung des Namens „Jamaica“ aus der Sprache der bereits 1560 von den Spaniern gänzlich ausgerotteten Urvölkerung lautet, auf von Süden nach Norden gerichteter Fahrt am frühen Morgen nähert. Ungleich den Bahama-Inseln, die von einem schier zahllosen Schwarm von Inselchen und kleinsten Eilanden umgeben sind, kündigen bei Jamaika keinerlei Zeichen des nahen Landes die 11 000 Quadrat-Kilometer große Insel im voraus an. Eine feuchte, ihre Durchsichtigkeit erhöhende und die Gegenstände scheinbar näher rüdende Luft liegt über der endlosen Fläche des Karibischen Meeres, an dessen nördlichem Horizonte plötzlich einige dunkle Punkte, wie eine Perlenkette von spitzen Felseneilanden emporsteigen. Während sie höher und höher über die Kämme des Horizonts emporsteigen, fließen sie allmählich zu einer einzigen Gebirgskette, den „Blauen Bergen“, zusammen, die am östlichen Ende des Gebirgsstockes im Great Cascade und im Cold-Ridge eine Höhe von 2400—2500 Meter erreichen. Erst spät wird der flache Sand bei Morand Point, der Ostspitze der Insel mit seinem fast übersehlanen steinernen Leuchtturm sichtbar, wo der Loise für Port Royal an Bord steigt, ohne dessen sichere Führung manchem Schiffe vielleicht das gleiche Schicksal bechieden sein könnte, wie es erst vor wenigen Tagen den deutschen Bergnützungsdampfer „Victoria Luise“ ereilte, dessen Kommandant das Wagnis unternahm, die der Bucht von Kingston vorgelagerte, von Sandbänken und Korallenriffen umstarrte Mündung ohne Lotsen zu umschiffen. Nach 15 Kilometer langer, ostwestlicher Fahrt längs der von Mangrovecäumen und mächtigen Salzen bestehenden Barre, die eine natürliche Diga von unüber-trefflichem Wert für die See vor Kingston bildet, befindet sich das Schiff auf der Höhe von Port Royal, das nur von Kriegsschiffen angelaufen wird. Die früher viel größere, heute kaum 8000 Einwohner zählende Stadt, die wiederholt durch Erdbeben, Stürme und Feuersbrünste zerstört wurde, ist mit ihrem mächtigen Fort

St. Charles und umfangreichen Werftanlagen der bedeutendste englische Flottenstützpunkt in Ostindien, bietet aber sonst wenig Interessantes. Am westlichsten Punkte der „Ballisaden“, wie die Engländer die Barre nennen, biegt das Schiff nach Nordosten um und geht eine Stunde später vor der am Rande der sandigen Liguanaebene liegenden See vor Anker.

Der erste Eindruck, den Kingston auf den Besucher macht, ist nicht besonders erhehend. Die Stadt ist regelmäßig gebaut. Da aber die hier von der Vergangenheit übernommene spanische Bauart der Privathäuser wenig Wert auf die Außenfronten legt, um, was in Anbetracht des warmen Klimas sehr vernünftig ist, den Hof um so besser auszugestalten, auf den die Gemächer münden und auf dem sich unter dem Schutz von Sonnenjägeln das Leben der Familien tagüber abspielt, wirken die Perspektiven der Häuser ermüdend. Sie sind aus Ziegeln erbaut, bestehen meist nur aus Parterre und einem aufgesetzten Stockwerk und weisen im Oberstock eine überdeckte Galerie und im Erdgeschoß straßenseitig einen Säulengang auf, so daß man um ganze Straßenviertel herumwandern kann, ohne sich auch nur auf eines Schrittes Länge der Sonne und dem Regen aussetzen zu müssen. Letzteres ist besonders wertvoll; denn die breiten und geraden Straßen entbehren fast durchweg der Pflasterung und verwandeln sich bei starkem Regen, der sich namentlich im Mai und Oktober einstellt, in ein unergründliches und unbetretbares Notmeer, für dessen Abfluß im wesentlichen nur das sanft gegen den Strand zu abfallende Gelände sorgt.

Was man auf den Straßen von der 55 000 Köpfe zählenden Bevölkerung sieht, sind zum weitaus größten Teile Neger und Mulatten; denn die weiße Rasse rekrutiert sich nur aus den Beamten und Kaufleuten. Auch die Garnison besteht überwiegend aus Schwarzen und Farbigen, der geringe Teil weißer Soldaten aber hat seine Kasernen nicht in Kingston, sondern der Fieber wegen im Gebirge, und zwar größtenteils in dem 1000 Meter hoch gelegenen Ort New Castle.

Wenn in den meisten Reiseberichten zu lesen steht, daß Kingston einer Besichtigung nicht wert sei, so trifft dieses Urteil nicht zu. Die stattliche, im Jahre 1693 von den Engländern erbaute Pfarrkirche, das elegante Theater, der Gubernors-Palace (Kings-House) in der Vorstadt St. Andrews würden auch jeder größeren Stadt zur Zierde gereichen. Elektrische Straßenbahnen vermitteln einen schnellen Verkehr, die Straßen und glänzend ausgestatteten Geschäfte besitzen elektrische Beleuchtung und vor den Kaffeehäusern sitzt es sich in schönen Mondnächten ebenso behaglich wie auf den Paseos von Habana. Schöneres bietet freilich eine Fahrt ins Innere, sei es nun in das Bog-Walk, eine äußerst romantische Bergschlucht, aus der der Rio Cobre in die Liguanaebene hervorbricht, oder nach dem durch seine Aussicht berühmten St. Catherine's Pit.

Man kann den erstgenannten Ausflug so machen, daß man auf 20 Kilometer bis nach Spanish-Town, der alten Hauptstadt der Insel, die Eisenbahn benützt und erst dort einen Wagen nimmt. Zweckmäßiger, wenn auch recht teuer, ist aber die Wagentour von Kingston aus, weil man da bei der Fahrt durch die weitausgedehnte Villenborstadt längs des Meeres manchen amüsanten Einblick in das Volksleben tut. Auf glatter Landstraße geht es zwischen Kakusheiden und Bananenfeldern nach Spanish-Town, das in zweistündiger Fahrt erreicht wird. Hier befinden wir uns inmitten einer Stadt, die in denkbar schroffem Gegensatz zu Kingston steht. Auf dem Kings-Square, der mit dem Standbild des englischen Seehelden und Siegers in der Seeschlacht bei San Domingo (12. April 1782) geziert ist, umgeben uns die stolzen Gebäudemassen altspanischer Herrlichkeit, die große Kathedrale und der alte Gouverneurspalast, der erst vereinigte, als 1871 der Sitz der Regierung von hier nach Kingston verlegt wurde. Gradaustrwärts geht es von dort in die enge Schlucht, innerhalb der sich Weg und Fluß, beide kaum mehr als fünf Meter breit, in die Felsöhle teilen müssen; da links und rechts fast senkrecht, an 200 Meter hohe Felswände himmelaufwärts streben. Das Bild der großartigen Felsklamm wirkt um so überraschender, als eine überreiche Vegetation von hohen Bäumen die Wände bekleidet, von denen man sich nicht erklären kann, wie sie auf den schmalen Felsleisten Halt und Nahrung finden. Das blaue Wasser des über blühblanke Kiesel dahinströmenden Bergflusses, der blendend weiße Weg und dazu das üppige Tropengrün der Farne, Bambus, Chinquonen und Palmen geben ein effektvolles Bild, das man nicht wieder vergißt, namentlich wenn man vorher lange Tage in der Gluthitze der Schiffskabine verbracht hat.

Wenn es um eine großartige Fernsicht zu tun ist, dem gewährt eine Partie auf den 1600 Meter hohen St. Catherine's Pit reichen Genuß. Nach anderthalbstündiger Fahrt von Kingston werden die Pferde bestiegen, die uns durch duftige Hochwälder, an steilen Berghängen und schroffen Abgründen vorbei, auf dicht überschatteten, aus dem Felsen herausgesprengten Wegen zu einem Felsenkeffel emportragen, wo die Engländer die weiß gestrichenen Baraden und Zelte ihrer Militärkolonie New-Castle hingeseht haben. Die Familien — nicht nur die Offiziere, sondern auch die meisten Unteroffiziere und Soldaten sind beweiht, — führen hier ein Dasein, das trotz der Großartigkeit der Umgebung wegen der Weltabgeschiedenheit des Ortes recht eintönig sein mag. Nach einem weiteren Ritt von einer halben Stunde ist der mit mächtigen Baumfarnen bewachsene, kegelförmige Gipfel erreicht, in dem die Urvölkerung der Insel, die Arramatens, den Sitz ihrer Götter erblickten. Die Aussicht ist nach allen Seiten hin berückend

schön, ringsum das Grün des Tropenwaldes, als Rahmen darum das tiefblaue Meer, aber kein Werk von Menschenhand sichtbar, ein großartiges Gemälde mit den einfachsten Mitteln der Farbe.

Recht amüßant ist ein Spaziergang, den man durch Kingston am frühen Morgen unternimmt. Auf den Straßen herrscht schon reges Leben. Von allen Seiten kommen die Lebensmitteltransporte nach der Stadt; Händler mit ihren Milchkannen zu Pferde sitzend, schlagen ein so lebhaftes Tempo ein, als ob die Milch bis zum Marktplatz zu Butter geschlagen werden sollte, und um die Wette mit ihnen rennen junge, schlanke Mulattinnen und Negerinnen, die Milchkannen an den Armen schlenkernd oder Körbe mit frisch gereinigter Wäsche auf den Köpfen balancierend. Gemächlichen Ganges schleppen dazwischen Büffel ihre mit Zuderrohr hochbeladenen zweirädrigen Karren. Auf dem Rücken der Maultiere sind ganze Berge von Ananas, Jamswurzeln, deren mehrläufige Knollen dort unsere Kartoffeln erheben, von Bananen, Pfefferschoten und anderen südlichen Früchten und Gemüsen aufgetürmt, von denen wir nicht einmal die Namen kennen. Dies alles wird auf dem Marktplatz abgeladen, wo gleichzeitig ein Fischhandel stattfindet, reicher als in der Pescheria von Neapel, weil das Karibonmeer eine an Menge und Arten unerschöpfliche Quantität von Mollusken, Meerwürmern, Seeigeln, Meerwalzen und anderem Getier liefert, dessen Anblick jeder deutschen Hausfrau kaltes Grausen einjagen würde, das aber in Del gefolten und gebaden doch sehr gut schmeckt.

Landschaftlich ein Paradies, könnte Jamaika sich auch wirtschaftlich einer hohen Blüte erfreuen, wenn sich nicht die verhehlte Bevölkerungspolitik vergangener Jahrhunderte noch heute bitter rächte. Als die Urbewölkerung von den Spaniern vernichtet war, brachte man zum Plantagenbetriebe Negerknechte ins Land, deren Nachkommen (Maronnegers), noch heute vielfach am Seidentum festhaltend, das Innere des Gebirges bewohnen. Als sich die Bevölkerung unter der englischen Herrschaft wieder zu heben begann, brachte das furchtbare Erdbeben von 1692, das den ganzen tektonischen Aufbau der Insel zerrüttete, und eine darauf ausbrechende Pestepidemie unsägliches Unheil über ihre Bewohner. Das 18. Jahrhundert ist voll von Aufständen der Maronnegers. Vor hundert Jahren wurde die Einfuhr weiterer Sklaven verboten und als am 1. August 1888 sämtliche Sklaven für frei erklärt wurden, schien es, als ob die Insel gänzlich der schwarzen Rasse zufallen sollte, womit es auch in Uebereinstimmung steht, daß die Zahl der Weißen — 14 700 gegenüber 122 000 Nischlingen und 490 000 Negern und etwa 12 000 Nulis — seitdem ständig abgenommen hat. Seit der Einführung ostindischer Nulis hat der unrentabel gewordene Plantagenbau zwar wieder einen Aufschwung genommen. Den Engländern, die erst 1865 noch einen Negeraufstand mit blutiger Gewalt niederschlugen und dabei einen wahren Vernichtungskrieg gegen Schuldige und Unschuldige führten, ist es aber wohl nicht so sehr um die Naturschätze zu tun; denn die Mahagoni- und Campechewälder werden ebenso wenig ausgebeutet wie die reichen Mineralschätze an Zink und Blei. Das Wertvollste für sie sind vielmehr Kingston und Port Royal als Stützpunkt für ihre Flotte, die von dort aus nur eine kurze Fahrt bis zu den Gestaden der ewig unruhigen Republik im weiten Kreisbogen von Venezuela bis Honduras zurückzulegen hat.

Kleines feuilletton.

Wenn die Frauen stimmen. In dem Wahlkampf, den wir in diesen Tagen durchleben, wird oft genug die Mithilfe der Frauen angerufen, wenn sie auch zurzeit noch nicht berechtigt sind, ihre Stimme mit in die Wagtschale zu werfen. Welches wären wohl die Folgen, wenn die Frauen auch selbst zu wählen hätten? Um diese Frage zu beantworten, muß man auf die Erfahrungen sehen, die in den Staaten gemacht wurden, in denen die Frauen das politische Stimmrecht ausüben. In der „North American Review“ macht Alice Henry Mitteilungen über die Art, wie die Frauen in Australien ihr Stimmrecht ausgeübt haben. Der Einwand, daß die Frauen in ihrer Mehrtheit das Stimmrecht gar nicht wollen und gegebenen Falles doch nicht davon Gebrauch machen würden, wird in der Wirklichkeit glänzend widerlegt. „Nicht alle (australischen) Staaten“, so berichtet Alice Henry, „unterscheiden zwischen abgegebenen männlichen und weiblichen Stimmen; wo aber die Statistik hierin unterscheidet, zeigt die Beteiligung der Frauen am Wahlakte sich sehr lebhaft. In Süd-Australien wurden bei den letzten Wahlen 59 Proz. männlicher und 42 Proz. weiblicher Stimmen abgegeben. In West-Australien votierten 49 Proz. der Männer und 47 Proz. der Frauen. Bei den letzten Föderalwahlen gaben 56 Proz. der Männer und 40 Proz. der Frauen ihre Stimmen ab. Die Höhe des Neuseeländer Rekords wird freilich von keinem der australischen Staaten erreicht; im Jahre 1902 schritten in Neuseeland 75 Proz. der wahlberechtigten Frauen zur Urne, fast so viel wie die Männer, von denen 76 Proz. erschienen.“ Alice Henry weiß weiter zu berichten, daß infolge der Beteiligung der Frauen „die Versammlungen im Ton und Ernst gewonnen haben. Die Frauen haben einen weiteren Gesichtskreis gewonnen. Die erzieherische Wirkung ist nirgends zu verkennen; die Frauen haben sich organisiert und nehmen lebhaften Anteil an allen gesellschaftlichen Reformbestrebungen. Auf allen Gebieten hat diese Anteilnahme der

Frauen ihre Früchte getragen; die Macht der angesehenen Männer in der Gemeinde hat nur eine Kräftigung erfahren und der Einfluß gewissenhafter Gesetzgeber ist durch das Frauenstimmrecht nur gestärkt worden.“ Ähnliche Erfolge hat man auch in den Vereinigten Staaten zu verzeichnen; über die Folgen des Frauenstimmrechtes in Colorado wird berichtet: „Seit dem Jahre 1894 ist die weibliche Beteiligung an den Wahlen niemals unter 40 Proz. herabgeunken und hat einmal die Höhe von 48 Proz. erreicht. Die Teilnahme der Frauen am öffentlichen Leben hat manchen Wechsel gebracht; die Ansprüche an den moralischen Charakter der Beamten und Abgeordneten sind gewachsen. Seitdem die Frau politische Rechte ausübt, gibt es in den öffentlichen Ämtern keine Trunkenbolde mehr, keine Spieler, Likörhändler und andere Leute von solchen Berufen oder Gewohnheiten; die Frauen stimmen sie nieder. Seit der Erweiterung der Freiheiten für die Frau ist die staatliche Ueberwachung des Unterrichtswezens in weiblichen Händen. Das ist das wichtigste Amt, das die neuen Wahlberechtigten errungen haben. Und zum Ruhm der Frauen, die diese hohe Stellung nacheinander inne hatten, muß festgestellt werden, daß das Unterrichtsamt in Colorado das einzige Verwaltungsdepartement ist, gegen das nie eine Verdächtigung oder Anklage aufgetaucht ist.“ —

Theater.

Kgl. Schauspielhaus: „Die Ribelungen“ von Friedrich Hebbel. Erste Abteilung: „Der gehörnte Siegfried“, Vorspiel in einem Akt. „Siegfrieds Tod“, Trauerspiel in 5 Akten. Nach langen Jahren ist Hebbels Ribelungendrama in dieser Saison endlich wieder auf der Bühne des kgl. Schauspielhauses erschienen. Den beiden Siegfried-Stücken, die am Donnerstag zum erstmalig wiederholt wurden, wird hoffentlich in kurzer Zeit der Schluß der Trilogie, „Krimhildens Rache“ folgen. Die Neigung zu symbolisierender Ausdeutung, die vor allem in dem Ersling „Judith“ und im „Ring des Gygis“ so charakteristisch hervortritt, hat Hebbel bei der Dramatisierung der deutschen Sage fast völlig zurückgedrängt. Er hält Gedanken, die nicht schon im Verlauf des alten Epos mit anklingen, in eng unmittelbarem Zusammenhang mit den Begebenheiten stehen, von seinem Werke fern, will kein freischaltendes Neuschöpfen, nur ein Umgießer der Erzählung in Bühnenformen sein. „Alle Momente der Tragödie, sagt er selbst in einem nachträglich entworfenen, aus seinem Nachlaß abgedruckten Geleitworte, sind in dem Epos schon gegeben, wenn auch oft, wie das bei der wechselvollen Geschichte des alten Gedichts nicht anders sein konnte in verworrenere und zerstreutere Gestalt oder in sprödester Kürze. Die Aufgabe bestand nur darin, sie zur dramatischen Kette zu gliedern und poetisch zu beleben, wo es nötig war.“ Einzig wo das Zueinandergreifen verschiedener Sagenkreise im Ribelungenliede es notwendig erheischte, habe er, die sonst gesteckten Grenzen überschreitend, ältere Quellen und historische Ergänzungen herangezogen.

In dieser gebundenen Einfachheit, der Treue, mit der Hebbel seine Phantasie hier in den Dienst des Gegebenen stellt, bemüht, das Wesen liberal zu wahren, liegt einer der Hauptreize seiner Dichtung. Bild um Bild ruft die Erinnerung an die vertrauten Jüge der Sage, ruft Vorstellungssreihen und Gefühle, die sich damit assoziiert haben, wach, erneut und steigert den Eindruck der Größe. Die versunkene Welt des Nedeniums, von der so viele deutsche Jambendramen schwächen, hier zieht sie wie ein leibhaft gegenwärtiges an der Anschauung vorüber. Die sehnige, gedrängte Kraft der Sprache kirt wie ein Widerhall der Waffen.

Einen so schlechten Hamlet Matkovski neulich auf die Bühne stellte, so glänzend gelang ihm der extreme Gegensatz des melancholischen Dänenprinzen, die kraftstrotzende und frohgemute Siegfriednatur. Ein prächtiger Anblick war es, wie er, angelündigt vom Hörnerklang, erhobenen Hauptes in Günthers Königsaal hereintrat, lachend die hämischen Reden der Reider zurückwies, in liebenswürdig ungeduldigem Uebermut, als gälte es ein Knabenspiel, die Fürsten zu dem Wettkampfe aufrief. Prächtig war auch die schüchterne Verlegenheit, die den ehrfürchtig Verliebten bei der Begegnung mit Krimhilde lange kein Wort finden läßt, die zarte sanfte Güte beim Abschied und das jauchzende Finale der Lebenslust nach der Jagd im Walde, als Hagen finsternen Blickes schon den Speer, der aus dem Hinterhalt geschleudert den Strahlenden töten soll, in Händen wiegte. Fräulein Lindner in der Figur der Brunhilde hatte einzelne stark wirksame Momente, aber das Ganze der Gestalt wurde in ihrem Spiele nicht lebendig. Der Stolz trat hart und klar hervor, es fehlte jener Hauch des Mysteriösen, der die Walküre umwittet, auch ließ sie allzuwenig spüren, daß hinter ihrem Grolle gegen Siegfried die Eiferucht verschmämter Liebe steht. Die mädchenhaften Jüge Krimhildes wie auch die bittere Erregtheit der Verletzten, die als Brunhilde die Ehre ihres Mannes herabseht, jedes Maßes vergessend, der Feindin den schümstimmten Schimpf entgegen schleudert, kamen in der Darstellung von Rosa Poppe zum treffenden Ausdruck, aber für die eherner Wucht des Macherufes an Siegfrieds offenem Sarge reichten, schien mir, die Kräfte nicht hin, so geschieht im übrigen die Szene von ihr angelegt und durchgeführt war. Die Königswürde von Arndt's Günther wurde durch Korpulenz erheblich eingeschränkt. Für den trotigen Hagen setzte Molenaar seine Hünengestalt und Hünenstimme ein. Nur die krankhafte Blässe des Gesichtes, die wohl den Eindruck des Teufelischen

verstärken sollte, stimmte nicht zu des Tronjers sonstiger Art. Unter den Nebenrollen wären Herr Kraußner als Volker und Frau Meher als Ute besonders zu erwähnen.

Medizinisches.

Die Zunahme der Krankheiten in unserer Zeit. Die chirurgische Klinik in Heidelberg läßt seit Jahren einen Jahresbericht erscheinen, der immer ein treffliches Bild über die reiche Tätigkeit dieser weltberühmten, bisher vom Geh. Rat Czerny geleiteten Anstalt gibt und den Ärzten des In- und Auslandes eine reiche Fundgrube der Belehrung bietet. Jetzt, beim Zurücktreten des Prof. Czerny von der Leitung seiner Klinik, gibt der berühmte Arzt in dem letzten von ihm herausgegebenen Jahresbericht die Erfahrungen wieder, die er im Laufe der Jahre über Ursache und Behandlung der Krankheiten bei seiner sich auf viele Tausende belaufenden Patientenschar gesammelt hat. Diese Anschauungen sind so wertvoll, daß sie es verdienen, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Czerny konstatiert zunächst, wie sehr die chirurgische Behandlung der Krankheiten in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat und es erscheint demnach, als wenn die Krankheiten noch immer zunähmen, obgleich im allgemeinen die Sterblichkeitsziffer gesunken und die Lebensdauer der Menschen etwas gewachsen ist. Czerny macht für die Zunahme der Krankheiten zwei Momente verantwortlich. Einmal ist es die gesteigerte Anspannung aller seelischen und körperlichen Kräfte, um den Anforderungen des Lebens zu genügen. Diese bedingt eine frühzeitige Abnutzung, der ein genügender Wiedererhalt durch die nötigen Ruhepausen nicht gegenübersteht. Es ist deshalb der allgemeine Ruf nach Verminderung der Arbeitszeit vom ärztlichen Standpunkt durchaus gerechtfertigt. Der zweite Grund, den der Heidelberger Chirurg erhalten hat, ist der, als ob die nachwachsende Jugend weniger widerstandsfähig wäre, wie die frühere Generation. Dies kann von dem Ueberhandnehmen der städtischen Bevölkerung herrühren, bei welcher infolge des selteneren Verkehrs mit der freien Natur die natürliche Entwicklung der Körperkräfte gehemmt wird, aber auch von der Verbesserung der Kinderpflege, bei welcher zahlreiche schwächliche Menschen erhalten werden, die früher zugrunde gegangen sind. Den Hauptgrund für die Schwäche unseres heutigen Geschlechts sieht aber Professor Czerny in der verminderten Fähigkeit und Neigung unserer Frauen ihre Kinder selbst zu stillen. Daher rührt die verminderte Widerstandsfähigkeit und die erhöhte Neigung zu allerlei Krankheiten, namentlich des Darmkanals. Die Verwendung von stärkemehlhaltigen Ersatzmitteln nutzt ja dem kindlichen Darmkanal viel schwächere Aufgaben zu, als die natürliche Muttermilch. Diese im ersten Lebensjahr erworbene Schwäche des Darmkanals wird im späteren Lebensalter nur selten ausgeglichen und es entstehen Wanderleber, Wandermilz und Wandermilz, Senkung und Erschlaffung der Bauchorgane. Am schlimmsten ist es, daß diese erworbenen Eigenschaften auf die Nachkommen erblich übertragen werden. Das Wachsen der Nervosität auf Grund der zunehmenden Erschlaffung der inneren Organe findet dadurch ihre Erklärung, ja auch die Zunahme der Blinddarmentzündung kann von der im ersten Lebensjahr infolge der abnormen Ernährung bedingten Verlagerung des Darms hergeleitet werden. —

Humoristisches.

— Der Luftkurort. „Diese Gegend würde sich vorzüglich zu einem Luftkurort eignen!“ — „O ja — Luft hab'n ma grad' g'nua!“

— Der neue Hut. „... Sparsam muß man sein! Den Hut da hab' ich nun schon zwei Jahr' — und tabellos sieht er noch aus! ... Ich ließ ihn bloß dreimal vom Hutmacher wieder aufhängeln ... und einmal hab' ich ihn im Café mit einem ganz neuen vertauscht!“

— Zu spät. Dame: „... Kommen Sie denn Ihren Freund, der bei den Kanibalen ums Leben gekommen, nicht mehr retten?“ — Afrikareisender: „Leider nicht! Als ich hinkam, war er auf der Speisefarte schon gestrichen!“

(„Fliegende Blätter.“)

Wahlhumore. Im Diederhoserer Zentrumsblatte ist zu lesen: Große Wahlfahrt zum hl. Antonius, dem großen Einsiedler. Gauwies, Donnerstag, den 17. Januar, Hochamt und Festpredigt 10 Uhr. Kath. Pfarramt. Daß der hl. Antonius sich jetzt auch um die Wahlen kümmert, beweist wieder einmal, wie anpassungsfähig selbst die Heiligen sind.

— Münchener liberale Blätter ver kündigen: Deutsches Kolonial-Café. Um weiteren Kreisen die Möglichkeit zu geben, sich von der Güte der deutschen Kolonialprodukte zu überzeugen, hat ein Jungliberales Komitee im oberen Saale des Café Gisela ein Kolonial-Café errichtet. Es wird dort nur deutscher Kaffee und Kakao ausgeschenkt; Erdnüsse und vorzüglich bereitetes Erdnussgebäd sind zum Genusse bereit. Jeden Freitag sollen, wie wir dazu erfahren, frische Tropenpollerbasillen gratis verabreicht werden. Nilpferdpeitschen zur Verfügung. Die letzten lebenden Hereros sind zur Viehhütung engagiert.

Notizen.

— Reden an das geliebte deutsche Volk beginnt nun nach berühmten Mustern auch Ferdinand Bonn, oberster Herr im Reich des Berliner Theaters, mit herablassender Guld zu halten. Also sprach er am Donnerstagabend nach Schluß des ersten Aktes als Hauptdarsteller der unbergänglichen Detektiv-Komödie „Sherlock Holmes“ und läßt durch sein eigenes Korrespondenzbureau verbreiten:

Meine verehrten Damen und Herren!

Sie sind heute so gütig gewesen zu kommen, um „Sherlock Holmes“ zu sehen. Das sollen Sie auch — nur tritt er in einem anderen Stück auf und zwar in meinem neuen Schauspiel: „Der Hund von Baskerville“. Ich bitte Sie, sich für heute als meine Gäste zu betrachten und die gelösten Billets für eine beliebige andere Vorstellung von „Sherlock Holmes“, erster Teil, an der Kasse einzutauschen. Was mich zu diesem Schritt zwingt, Sie wissen es alle so gut wie ich. Habe ich nicht recht, daß ich mein Werk am liebsten von denen beurteilt sehen will, für die es geschaffen ist. Denn für Sie arbeite ich und nur für Sie, für das geliebte große deutsche Volk! Ihnen Freude zu machen, Ihrer Würdig zu sein, ist mein einziges Ziel. Ihnen allein danke ich, daß ich noch die Fahne des Idealismus, des Gesunden und Reinen hoch halten kann, so arg sie auch beschmutzt und zerfressen wurde. Und wenn Sie heute betriebligt das Haus verlassen, so sind wir glücklich und belohnt für unsere Mühe.

Herr Bonn sollte Herrn Dernburg nicht solche illoquale Konkurrenz machen. Der deutsche Idealismus ist doch jetzt dringend für die Kolonien erforderlich. Und das „geliebte große“, fast möchte man sagen: „bomische“ deutsche Volk sollte er auch mit Freibillets nicht verwöhnen. Wer ließe sich seine Vegetierung für das „Gesunde und Reine“ nicht gern etwas kosten, zumal wenn es in der „klassischen“ Form — das Wort hat Herr Bonn im Zaumel der Gesäfte ganz vergessen — der Detektivkomödie von einem beinahe kaiserlichen Theaterdirektor geboten wird. Du heiliger deutscher Idealismus, wie hast du dir geändert. Bonn und Dernburg sind deine Apostel und die Geschäftsreklame ist deine Bestimmung.

— Der älteste Teppich, der überhaupt existiert, befindet sich im Besitz des Berliner Kunstgewerbemuseums. Das kostbare Brunnstück entstammt dem Orient und ist bereits im frühesten Mittelalter entstanden. Die eigentümlich stilisierte Zeichnung verweist es noch in die Saffianidenzeit. Ueber den hellen Grund des Mittelstückes läuft ein dünner Baumstamm, dessen rechtwinklig angelegte Nette eigenartige Blüten tragen. Von fern gesehen erinnern sie an große Lilien. Tritt man näher, so erblickt man im Innern jeder Blüte ein geschlossenes Tor, über dem sich eine Pyramide wölbt, an den Seiten sind seltsam geformte, henkelartige Blätter angelegt, das Innere ist mit Sternchen, Blumen und anderen kleinen Streumustern gefüllt. In der blauen Farbe wird der Anfang des mohammedanischen Spruchs: „Gott ist groß und Mohammed sein Prophet“ in kufischer Schrift durch die Worte „la ital“ fortlaufend wiederholt. Der wertvolle Teppich lag lange in einer Kirche in Tirol, wurde aber vor zirka 15 Jahren von Dr. Wode für das Museum erworben.

— Reformen an der Pariser Oper plant der Minister der schönen Künste, Briand. Sie betreffen zum Teil die finanzielle, zum Teil die künstlerische Verwaltung des mit 400 000 Franc jährlich subventionierten Theaters. Besonders bemerkenswert ist die dem künftigen Direktor der „Großen Oper“ auferlegte Verpflichtung, in Gemeinschaft mit der „Komischen Oper“ eine Volksoper zu erhalten. Die „Große Oper“ ist nämlich ein Luxus-theater, in das außer den Fremden hauptsächlich die Aristokraten und Würdenträger kommen. Gespielt wird, nach der Jahreszeit, nur drei- oder viermal in der Woche. Dabei steht das Institut, trotz der außerordentlich hohen Eintrittspreise, ganz und gar nicht auf der künstlerischen Höhe, die man von der vornehmsten Opernbühne des Landes erwarten dürfte. Die Abonnenten legen das Hauptgewicht auf das Ballet. Bezeichnend ist, daß nicht weniger als 3000 Eintrittskarten für das Foyer der Bühne ausgegeben sind, wo sich die Lebemannner mit den Theaterdamen unterhalten. Briand hat in der Budgetkommission der Deputiertenkammer eine Einschränkung dieses Mißbrauchs angekündigt. Ob es gelingen wird, die Bühne durch diese Reformen den großen Operntheatern des Auslandes ebenbürtig zu machen, ist indes bei der starken Tradition des Hauses und bei den Ansprüchen seines eigenartigen Publikums fraglich. Man wird noch zufrieden sein müssen, wenn bei der neuen Volksoper etwas Vernünftiges herauskommt. Sonst bleibt die Subvention der „nationalen“ Bühne was sie bisher war — eine Steuer der Besitzlosen für ein Vergnügen der Reichen.

— 870 neue Dramen wurden, wie eine französische Theaterzeitschrift mitteilt, im Jahre 1906 in Frankreich aufgeführt. Zu dieser stattlichen Produktion sind noch 217 Dramen hinzuzurechnen, die als Bücher erschienen, aber nicht aufgeführt wurden. So haben die Franzosen in einem Jahre also der Welt nicht weniger als 1086 dramatische Werke geschenkt.